



Leseprobe

Paul Scheffer

Die Eingewanderten

Toleranz in einer genzenlosen Welt

Übersetzt aus dem Niederländischen von Gregor Seferens, Andreas Ecke,
Heike Baryga, Gerd Busse

ISBN: 978-3-446-23080-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-23080-4>

sowie im Buchhandel.

Toleranz unter Druck

»Willkommen«, ertönt es unerwartet von der anderen Straßenseite. »Gefällt es Ihnen hier?« Gewiss, es gefällt mir sehr gut, ganz ungelogen, denn die marokkanische Hafenstadt Tanger ist in den Sommermonaten ein einladendes Durcheinander. Auf dem Boulevard flaniert Jung und Alt, verhüllt und unverhüllt. Die Stadt ist voll mit zurückkehrenden Migranten. Ihre Kinder sind oft modisch gekleidet, und am Steuer ihrer großzügig bemessenen Wagen verkörpern sie in den Augen der Hiergebliebenen eine Erfolgsgeschichte.

Dieses »Willkommen« hatte ich in den Wochen davor schon des öfteren vernommen, denn in Marokko gibt es eine lange Tradition der Gastfreundschaft. Diesmal aber kam die Begrüßung aus dem Mund eines jungen Marokkaners, der mich in meiner Muttersprache anredete, zudem noch mit einem Amsterdamer Akzent. Er sprach mich mit dem Stolz eines Gastgebers an: »Dies ist mein Land, wie findest du es?« Wir unterhielten uns ein wenig über hier und dort, er stieg zu seinen Freunden ins Auto und verschwand im Gedränge.

Ich blieb einigermaßen verwirrt zurück, denn derjenige, der mich angesprochen hatte, war ein Landsmann. Wenn sie es nicht schon an seiner Haltung gesehen hatten, bemerkten die Händler auf dem Markt spätestens, wenn er den Mund aufmachte, dass er im Ausland zur Welt gekommen war. Die Preise waren für ihn höher als für die Einheimischen, auch er war in erster Linie ein umherlaufendes Portemonnaie. Wie ein Tourist machte er Ferien in einem Land, das er nur oberflächlich kannte, eigentlich nur aus den Erzählungen seiner Eltern.

Aus seinem »Willkommen« hörte ich nicht nur eine freundliche Begrüßung heraus, sondern auch bittersüße Rache. Endlich konnte er etwas präsentieren, was ihm gehörte, endlich waren die Rollen einmal vertauscht. Die Gäste, die er begrüßte, waren schließlich die-

jenigen, die ihm in ihrem Land oft den Rücken zuehrten. Durch das fast provozierende »Willkommen« wurde der niederländische Besucher auf seine Defizite im Hinblick auf Fremde hingewiesen. So empfand ich es jedenfalls.

Landsleute in der Fremde, aber gleichzeitig auch Fremde im eigenen Land. Das ist die Unsicherheit, über die ich hier sprechen möchte. Eine Unsicherheit, die milde, aber auch schmerzende Aspekte hat. Hinter dem »Willkommen«, das in einem fremden Land ausgesprochen wird, verbirgt sich ein Niemandland, die Erfahrung, nirgendwo wirklich zu Hause zu sein. Stolz sein wollen auf etwas, das man nur vom Hörensagen kennt, weil man nicht stolz sein kann auf den Ort, wo man aufgewachsen ist.

Wenn wir die Spur der Migranten in ihr Herkunftsland zurückverfolgen, sehen wir eine Unsicherheit, die auch die unsere geworden ist. Einwanderer aus allen Himmelsrichtungen haben das Gesicht der großen Städte verändert. Was irgendwann einmal ihre und unsere Absichten waren, das spielt schon längst keine Rolle mehr. Die Welt hat sich in unseren Stadtvierteln eingenistet, und dies ist eine verwirrende und schockierende Erfahrung. Die Märkte, die Gotteshäuser, die Schulen und die Sportvereine: Alles und jeder ist von der Völkerwanderung berührt, die gerade stattfindet und deren Ende noch längst nicht absehbar ist.

Wir erleben tiefgreifende Veränderungen, und es ist nicht klug, sie herunterzuspielen oder sie zu ignorieren. Wie oft hört man nicht die Binsenweisheit »Migration hat es zu allen Zeiten gegeben«. Wie oft begegnet man nicht der Vorstellung, die Menschen seien immer schon unterwegs gewesen und unsere Zeit stelle da keine Ausnahme dar. So schreibt die Stadt Amsterdam, als handle es sich um eine alltägliche Feststellung: »Fast die Hälfte der Bewohner von Amsterdam stammt ursprünglich nicht aus den Niederlanden. Das ist nichts Neues. Als Einwanderungsstadt steht Amsterdam schon seit Jahrhunderten Menschen unterschiedlicher Herkunft und Gesinnung offen; man denke etwa an die portugiesischen Juden, die Hugenotten aus Frankreich oder die Wanderarbeiter aus Deutschland.«

Auch wenn es nach historischen Maßstäben nichts Neues wäre,

so sind wir dennoch Zeugen einer tiefgreifenden Veränderung der Bevölkerungsstruktur. Das 17. Jahrhundert war tatsächlich voller Bewegung, aber das ändert doch nichts an der großen Umwälzung, welche die großen Städte jetzt gerade erleben? Die Gastarbeiter aus der Türkei oder Marokko, die heute unsere Stadtviertel verändern, können doch nicht gegen die Wanderarbeiter aus Deutschland aufgerechnet werden, die früher einmal in unser Land geströmt sind? Es mag ja sein, dass Juden aus Portugal zu uns geflüchtet sind, um der katholischen Inquisition zu entgehen, doch damit wird das Kommen von Flüchtlingen aus dem Iran oder aus Afghanistan, die der religiösen Tyrannei des Islam entfliehen wollen, doch nicht zu einer Selbstverständlichkeit.

Und was wissen wir überhaupt über die Migranten, die Amsterdam in früheren Zeiten zur Einwanderungsstadt gemacht haben? Eine aktuelle Untersuchung der Historikerin Erika Kuijpers spricht von »unzähligen« und »unsichtbaren« und macht deutlich, dass wir nicht sonderlich viel wissen, wenn wir von der oberen Gesellschaftsschicht einmal absehen, die sich durch öffentliche Einrichtungen und prächtige Grachtenhäuser Denkmäler gesetzt hat. Über das Leben der meisten Migranten kann man nur schwer etwas in Erfahrung bringen, selbst ihre Zahl lässt sich nur annähernd schätzen. Schon diese Unwissenheit macht das trotzige »Das ist nichts Neues« so ärgerlich.

Wie lange kann die Bedeutung dessen, was einem widerfährt, mit dem Hinweis auf Schicksale der Vergangenheit geleugnet werden? Wie lange kann eine tiefgreifende Erfahrung zu einem nachgeordneten Problem erklärt werden? Es drängt sich das Gefühl auf, dass die gegenwärtige Migration und die Reaktionen, die sie hervorgerufen hat, die Gesellschaft vorerst nicht weitergebracht haben. Und dieses Gefühl lässt sich nicht beruhigen: In Europa steht die Toleranz unter Druck.

Wir leben in einer Zeit, in welcher allein der Fortschritt gilt und in welcher die Erfahrung, dass etwas verloren geht, augenblicklich als Heimweh nach der Vergangenheit abgetan wird, nach einer Vergangenheit zudem, die idealisiert dargestellt wird. Wir haben großes Geschick in der Neuerschaffung der Wirklichkeit erworben: Ver-

armung bezeichnen wir kurzerhand als Bereicherung, Halbsprachigkeit geht als Zweisprachigkeit durch, und der Engstirnigkeit muss man wohlwollend begegnen. Doch die wachsweißen Worte machen die Wirklichkeit nicht geschmeidiger. Die Konflikte, die durch das Kommen der Migranten entstehen, können nicht länger ignoriert werden.

Die Migration, die wir zur Zeit erleben, hat unsere Gesellschaften in vielerlei Hinsicht nicht offener gemacht. Durch die traditionellen Ansichten, die viele Migranten mitbringen, werden plötzlich wieder alte Fragen hinsichtlich der Stellung der Frau diskutiert, und das Recht auf freie Meinungsäußerung ist wieder umstritten. Mit einem Mal reden wir wieder über Gotteslästerung und über das Verbot, vom Glauben abzufallen. Auch wenn es dabei um Überzeugungen geht, die wir aus unserer eigenen Geschichte kennen, ist es dennoch kein Fortschritt, die Emanzipation von vor fünfzig Jahren wiederholen zu müssen.

Es ist nicht selbstverständlich, dass die Migration der letzten Jahrzehnte eine »Bereicherung« für unsere Gesellschaft darstellt. Eigentlich muss man die Verwendung dieses Wortes als recht unglücklich bezeichnen, wenn man sich die ärmlichen Lebensverhältnisse vor Augen hält, in denen viele Einwanderer und ihre Kinder leben. Die Schulen haben auf einmal mit einer ganzen Reihe von Defiziten zu kämpfen, und daraus ergeben sich erhebliche Probleme. Es hat sich herausgestellt, dass die Kosten der Migration im Vergleich zum Nutzen vorerst noch hoch sind, in manchen Ländern sogar höher als der Gewinn, wobei gesagt werden muss, dass solche Berechnungen schwierig sind.

Es geht hier ausdrücklich nicht um die Schuldfrage, auf die man in vielen aktuellen Abhandlungen über Migration stößt. Die aufnehmenden Gesellschaften begegnen den Neuankömmlingen überaus unsicher. Verkrampfung und die Neigung, sich von der Außenwelt abzuwenden, sind nicht zu übersehen. Gleichzeitig hätten viele Migranten mehr tun können, um einen Platz im neuen Land zu erwerben. Sie hätten sich schneller von der »Illusion einer Rückkehr« lösen müssen, von dem Gedanken, dass sie nur eine begrenzte Zeit bleiben würden. Wie jemand in einer Diskussion meinte: »Der Preis

für das Bleiben ist, dass man sich die Mühe macht zu lernen, und Lernen ist etwas anderes als Abwehren.«

Überall sind Defizite sichtbar, aber trotzdem ist damit längst nicht alles gesagt. Die Gegensätze, die wir konstatieren, sind überbrückbar. Dies ist das Motiv für eine Suche nach neuen Wörtern und Erkenntnissen. Wir wollen die Ankunft von Menschen aus allen Teilen der Welt nicht gleichgültig hinnehmen. Nur indem wir darauf reagieren, ist es möglich, diese neue Wirklichkeit zu akzeptieren. Bei allem, was nun folgt, wird es darum gehen, wie aus diesen Konflikten im Zusammenhang mit der Migration eine Erneuerung der Gesellschaft als Ganzes entstehen kann.

Wir haben das Bedürfnis nach einer unbefangenen Herangehensweise an die Reibungen und Konflikte, die typisch für alle Migrationsbewegungen größeren Ausmaßes sind. Zum Glück können wir auf die Arbeiten früherer Generationen von Historikern und Soziologen zurückgreifen, die sich mit Migration beschäftigt haben. Oscar Handlin, der berühmteste Geschichtsschreiber der Immigration in die Vereinigten Staaten, ist eine Quelle der Inspiration. Er schrieb in einer Zeit, als der Konflikt zwischen Neuankömmlingen und Alteingesessenen noch nicht in Begriffe von Gut und Böse festzementiert war.

Handlin beschreibt in seinem Buch *The Uprooted* (1952), dem vielleicht einflussreichsten Buch, das je über dieses Thema geschrieben wurde, die Ursachen und Folgen der massenhaften Einwanderung von Menschen, die aus Europa nach Amerika kamen. Seine Geschichte lässt sich in einem einzigen Satz zusammenfassen, und dieser Satz ist das Motto über allem, was hier folgen wird: »Die Geschichte der Immigration ist die Geschichte einer Entfremdung und deren Folgen.« Entfremdung und Verlust, das sind die Schlüsselbegriffe, welche die Ankunft von Migrant*innen in einer neuen Umgebung beschreiben.

Dabei denkt Handlin vor allem an jene, die kamen, »denn die Folgen des Ortswechsels waren für diese Menschen härter als für die Gesellschaft, die sie aufnahm«. Handlins Geschichte handelt von den Millionen von Menschen, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts infolge von Industrialisierung und einem enormen

Bevölkerungswachstum auf den Weg machten. Die sich daraus ergebende Entwurzelung und die Armut, die vor allem in ländlichen Gegenden herrschte, führten zu einer massenhaften Auswanderung aus Ländern wie Irland, Deutschland, Italien, Schweden, Norwegen und Polen. Große wirtschaftliche und soziale Kräfte rissen Menschen aus ihrer Umgebung, in der schon ihre Vorfahren seit Jahrhunderten gelebt hatten. Und kaum einer freute sich über diese Befreiung, so Handlin, denn sie stellte in erster Linie eine Trennung dar. Mit viel Einfühlungsvermögen beschreibt er die oft fürchterliche Fahrt über den Ozean und die Ankunft im neuen Land. Dort mussten die Auswanderer sich dann zurechtfinden, meist mittellos und ohne eine Vorstellung davon, was sie erwartete.

Neben Handwerkern waren es vor allem Bauern, die Zuflucht in Amerika suchten, doch sie hatten große Schwierigkeiten, eine Existenz aufzubauen. Migration war und ist immer noch vor allem ein Aufeinandertreffen von Stadt und Land. Die alte, ländliche Lebensweise eignete sich nicht besonders für die neue städtische Umgebung. Vor allem das Familienleben war ein anderes: Die großen Familien zerfielen allmählich, alte Fertigkeiten erwiesen sich plötzlich als nicht mehr adäquat. »Einsamkeit, Verlust der Dorfgemeinschaft und Verzweifeln an der Wertlosigkeit ihrer Fähigkeiten, das prägte das Weltbild der Bauern in Amerika.«

In dieser fremden Umgebung suchten viele Zuflucht in den Gewissheiten ihrer Religion: »In dieser Hinsicht waren alle Immigranten konservativ. Sie versuchten, ihre Vorstellungen in starken religiösen und kulturellen Institutionen zu verankern, die sie vor der neuen, fremden Welt beschützen konnten.« Dieses Verlangen nach alten Formen und Gewohnheiten diente vor allem dem Überleben in einer städtischen Umgebung. Es ist mehr als verständlich, dass viele Migranten ihr dörfliches Leben in der Stadt fortsetzen wollten, und es ist aus diesem Grund so unverständlich, dass viele in den Migranten große Erneuerer sehen wollten.

Im neuen Land, das so verwirrend und voller Gefahren war, hatten die Menschen das Bedürfnis nach dem Halt, den ihnen ihre Religion bieten konnte. Die Bewahrung der Religion war allerdings eine schwere Aufgabe: »Die Umgebung, die so fremd, liberal und

frei war, machte es schwer, an dem festzuhalten, was zu Hause so selbstverständlich war.« Das Ergebnis war nur allzu oft das Gefühl, nirgendwo mehr dazuzugehören: »Dadurch hatten sie die Entfremdung von der Kultur, in der sie jetzt lebten, vollständig gemacht, aber sie waren auch von dem entfremdet, was sie hinter sich gelassen hatten.« Dies ist auch die Erfahrung vieler heutiger Migranten, die auf der Suche nach Anknüpfungspunkten in einer neuen Gesellschaft sind.

Wie gesagt: Es sind nicht nur die Migranten, die unter der Unsicherheit leiden; es leiden auch diejenigen, die schon in dem aufnehmenden Land lebten, das schließlich kein unbeschriebenes Blatt war, sondern ein Land mit Sitten und Gebräuchen. Auch sie sind in eine Schieflage geraten und müssen versuchen, ein neues Gleichgewicht zu finden. Handlin sieht diese Seite des Problems: »Es war alles so schön in ihrem Viertel, würden sie später sagen, bis zu dem Moment, als die anderen kamen. Die brachten fremde Bräuche, eine unverständliche Sprache, andere Kleidung und seltsame Speisen. Und außerdem waren sie arm, sie arbeiteten hart und bezahlten höhere Mieten für minderwertige Wohnungen.«

In einer anderen Untersuchung erforscht Handlin die Reaktionen der Einwohner von Boston auf die irischen Migranten, die im 19. Jahrhundert in großen Scharen in diese Stadt kamen. Die Zusammenstöße waren gewaltig, und es dauerte mindestens ein halbes Jahrhundert, bis die Stadt ein neues Gleichgewicht gefunden hatte. »Die Konflikte zwischen den einzelnen Gruppen hinterließen eine Narbe, die das Gesicht des gesellschaftlichen Lebens in Boston lange verunstaltete.« Dennoch suchte Handlin nach einer subtilen Beschreibung des Konflikts, ohne die Schuld für die Spannungen einer der Seiten zu geben. Er benutzte zurückhaltende Ausdrücke wie »soziales Unbehagen« und »unterschwelliges Misstrauen«, um die Haltung der Einheimischen zu beschreiben.

Dass diejenigen, die bereits da waren und ihre Welt durch die Migranten sich verändern sahen, auf eine bestimmte Vorstellung von Gemeinschaft zurückgriffen, die Realität war, bevor alles anders wurde, ist eine verständliche Reaktion. Es ist nicht hilfreich, wenn man Menschen, die sich in ihrem Viertel nicht mehr heimisch fühlen,

entgegenhält, dass man sich nicht gegen den Lauf der Zeit stemmen kann. In der oft missbrauchten Formulierung vom »Fremdling im eigenen Land« steckt die Erkenntnis, dass die Migration die ganze Welt in die Stadt gebracht hat. Das Gefühl der Einheimischen, dass eine vertraute Gesellschaft verloren geht, muss ebenso wie das Gefühl der Entwurzelung bei vielen Neuankömmlingen ernst genommen werden. Denn es ist richtig: Die Geschichte der Immigration ist die Geschichte einer Entfremdung und deren Folgen.

Zu lange waren jene, die nicht in den Vierteln wohnten, wo die Migranten sich niederließen, die eifrigsten Befürworter der multikulturellen Gesellschaft, während diejenigen, die dort wohnten, mit der Zeit wegzogen. Ihre Stimme wurde nicht gehört oder als ein Ausdruck von Fremdenhass bagatellisiert. Jetzt, da die Mittelklasse nicht mehr die Augen vor den Veränderungen infolge der Migration verschließen kann – unter anderem, weil die Migrantenkinder in den Schulen nicht mehr zu übersehen sind –, hat die Diskussion begonnen. Und darin müssen wir sowohl die Lebensgeschichten der Migranten als auch die Erfahrungen jener, die bereits da waren, zur Kenntnis nehmen.

Alle größeren Migrationsbewegungen rufen Spannungen und Konflikte hervor, und es ist hilfreich, sie so nüchtern wie möglich zu beschreiben. Der amerikanische Soziologe Robert E. Park hat bereits in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Zyklus des Verhältnisses von Ethnien zueinander beschrieben. Seiner Ansicht nach verläuft die Entwicklung von Isolation und Vermeidung über Kontakt, Konkurrenz und Konflikt zu Akkomodation und Assimilation. Die Vorstellung hinter diesem Zyklus ist deutlich: Die ankommenden Migranten neigen dazu, sich abzusondern, auch aufgrund der ausweichenden Reaktion der sie umgebenden Gesellschaft. In der darauffolgenden Phase versuchen die Migranten und ihre Kinder, sich einen Platz in der aufnehmenden Gesellschaft zu erkämpfen, und das führt wiederum zu Konkurrenz und Konflikten. Die Frage, wie man zusammenleben soll, stellt sich unausweichlich, und wenn sie auf befriedigende Weise beantwortet wird, werden die Nachkommen der früheren Migranten mehr oder weniger problemlos in die Gesellschaft eingegliedert.

Dies ist eine hoffnungsvolle Vorstellung, und man könnte darin auch das bekannte Modell der drei Generationen erkennen. Die erste Migrantengeneration steht demnach für die Isolation und die Meidung. Ihre Kinder geben sich damit nicht zufrieden und fordern ihre Rechte ein, wodurch sie unausweichlich in einen Konflikt mit den etablierten Bürgern geraten. Am Ende haben dann die Enkel, die dritte Generation, die Möglichkeit, vollständig und selbstverständlich am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen.

Natürlich kann der Verlauf der Migration nicht so sauber in Phasen und Generationen eingeteilt werden, aber es geht hier vor allem um die Feststellung, dass jede Migrationsgeschichte mit Konflikten einhergeht. Das war in Amerika so, und das wiederholt sich im heutigen Europa. Es lässt sich schwer voraussagen, wie lange die Phase des Konflikts dauern und wie heftig sie sein wird, aber wir lassen die Phase der Meidung allmählich hinter uns, so viel ist inzwischen deutlich. Es ist notwendig, die Reibungen als einen Teil der Suche nach einer neuen Art und Weise zu betrachten, wie Alteingesessene und Neuankömmlinge miteinander leben können. Der Konflikt hat eine sozialisierende Wirkung.

Die Immigration ist der sichtbarste Teil einer Globalisierung, die vielen Menschen das Gefühl gibt, dass eine vertraute Welt verloren geht, und das empfinden sie zunächst nicht als Verbesserung. In zahlreichen europäischen Ländern hat sich die Vorstellung entwickelt, dass die Lebensbedingungen in Zukunft schlechter werden. Nur wenige glauben noch, dass es ihren Kindern besser gehen wird, während die Generation des Wiederaufbaus mit der Erwartung lebt, ihre Kinder würden ein freieres und wohlhabenderes Leben führen. Es hilft nicht zu sagen, dass die Zeit, die wir jetzt so kritisieren, für kommende Generationen einmal die gute alte Zeit sein wird. Wir verspüren ein Gefühl des Verlusts und sind auf der Suche nach einem Weg, diese Erfahrung zu überwinden.

Die Literaturkritikerin Svetlana Boym erkennt ein Muster: »Nostalgie ist ein unvermeidbarer Abwehrmechanismus in dieser Zeit eines beschleunigten Lebensrhythmus und historischer Veränderungen.« Es ist nicht verwunderlich, dass Neuankömmlinge und Alteingesessene auf ähnliche Weise reagieren, denn der Grund für ihre Be-

sorgtheit ist derselbe. Die Migranten verkörpern natürlich in erster Linie eine Welt, die in Bewegung geraten ist, doch die Einheimischen werden von diesen Veränderungen in ihrer alltäglichen Umgebung mitgerissen. Diese gemeinsame Erfahrung führt jedoch nicht einfach zu einer Annäherung, wie Boym feststellt: »In dem Augenblick, wo wir das Bedürfnis, irgendwo dazuzugehören, durch Betonung der eigenen Traditionen ausdrücken, trennen sich die Wege, und mit dem gegenseitigen Verständnis ist es aus und vorbei.« Und genau das passiert zur Zeit: Der Wunsch, in diesen aufgewühlten Zeiten einen Halt zu finden, treibt die alten und neuen Bürger auseinander.

Dieses Phänomen finden wir in allen Immigrationsgeschichten: das Abwechseln von Offenheit und Abkapselung sowohl auf der Seite der Minderheiten als auch auf der Seite der Mehrheiten. Die amerikanische Immigration wird noch ausführlich dargestellt werden, aber es soll bereits hier erwähnt werden, dass nach vierzig Jahren massenhafter Einwanderung 1924 neue Gesetze verabschiedet wurden, die den Zuzug bis 1965 auf ein Minimum beschränken sollten. Die Analogie zum heutigen Europa ist auffallend: Auch hier beobachten wir nach Jahrzehnten intensiver Einwanderung ein weitverbreitetes Bedürfnis nach Beschränkung der Immigration.

Der Ruf nach weniger Einwanderung ist also kein ausnahmslos europäisches Phänomen oder Ausdruck des Unvermögens, mit Immigranten umzugehen, das sich mit einer kurzen Immigrationsgeschichte erklären ließe. Abkapselung als Mittel, ein soziales Gleichgewicht herzustellen, müssen wir vollkommen ernst nehmen. Die Geschichte lehrt, dass es nur selten zu einer spontanen Annäherung zwischen Alteingesessenen und Zugezogenen kommt. Gerade weil die Gefahr von einander gegenüberstehenden Loyalitätserklärungen übergroß ist – etwa »die eigenen Leute zuerst«, auf beiden Seiten –, muss man sich die Mühe machen, die Ursache dieses Auseinanderwachsens zu ergründen. Wir wollen daher zunächst näher auf die Erfahrungen der Migranten eingehen, denen wir auf dem Boulevard in Tanger begegnet sind.